

1.3. Toleranz bedeutet gute Nachbarschaft

Interview mit Friedrich Reinsch

Wie kann gelingende Nachbarschaft, auch in sogenannten prekären Stadtteilen Potsdams, entstehen? Warum bedarf Toleranz der Bereitschaft zur Aktivität? Wann lernen wir Andersartigkeit zu akzeptieren und uns mit anderen, angeblich Fremden, zu solidarisieren? Diese Fragen beantwortet der stellvertretende Vorsitzende des Vereins „Neues Potsdamer Toleranzedikt“ und Geschäftsführer des Vereins „Soziale Stadt Potsdam“, Friedrich Reinsch, im Gespräch mit *WeltTrends*. Er stellt darüber hinaus Initiativen der beiden Vereine vor und bestimmt ihre Funktionen.

WeltTrends: Sehr geehrter Herr Reinsch, der Sammelband, in dem dieses Interview erscheint, trägt den Titel „Umstrittene Bürgerschaft“. Was verstehen Sie unter dem Begriff des Bürgers? Wer ist ein Bürger, was zeichnet ihn aus?

Reinsch: Zunächst gehören die Begriffe Bürger und Stadt zusammen. Der Bürger einer Stadt übernimmt für sie Verantwortung. Wenn man auf Amtsträger und Politiker in einer Stadt blickt, ist es meines Erachtens eine gute Erklärung, dass sie als Bürger ganz vorne stehen, sozusagen erste oder zweite Bürger der Stadt sind, sowohl Bürger als auch Diener. Es besteht die Möglichkeit, die Stadt im Ganzen Gestalt annehmen zu lassen; eine Stadt, in der ich mich zuhause fühle und Wertschätzung erfahre. Angesichts meiner Tätigkeit in Nachbarschaftsprojekten ist zudem wichtig, den Begriff des Bürgers von jenem des Nachbarn zu unterscheiden. Der Schritt vom Bürger zum Nachbarn eröffnet mehr Nähe und ist an engerer Beziehung orientiert. Im Begriff des Bürgers steckt eine öffentliche Funktion. Der Nachbar ist näher an der Sphäre des Privaten, der Bürger mehr an jener des Öffentlichen.

WeltTrends: Am Gemeinwohl der Stadt müssen letztlich beide interessiert sein...

Reinsch: ... ja, aber wenn es um den Nachbarn geht, dann löst sich die Stadt in Kieze auf. Der Bürger ist immer nur denkbar mit der Stadt als Ganzem. Der Nachbar lebt in einem

überschaubaren Kiez, hat dort seine Heimat, ist dort identifiziert. Wenn wir mit Nachbarn Projekte entwickeln, dann werden sie mehr zu politischen Wesen und die Bürger werden aktiviert. Es ist an der Grenze, ein Zwischenraum, ein Raum zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen. Der Mediziner und Soziologe Klaus Dörner nennt ihn den „Dritten Sozialraum“.

WeltTrends: Seit 2009 gibt es den Verein „Neues Potsdamer Toleranzedikt“, dessen Sinn darin bestehen soll, Möglichkeiten der Toleranz auszuschöpfen und die Verbindung von Solidarität und Toleranz zu festigen. Die Verbindung von Solidarität und Toleranz, wie lässt sich diese erklären?

Reinsch: Wir im Verein verstehen unter Toleranz eine aktive Toleranz, nicht einfach ein laissez-faire. Vielfalt, Unterschiedlichkeit und Anderssein zuzulassen ist aktives Geschehen.

Es geht überhaupt nicht anders, als Anderssein bewusst und im Unterschied zu mir zu erleben. Ich erfahre mich dabei selbst als anders und merke, ich bin nicht das Maß aller Dinge, der Andere ist gleichwertig, und dann ist Solidarität zwangsläufig. Man kommt aus einer Win-Loser-Situation heraus, in der man sich gegebenenfalls als Besseren ansieht, weil man mehr Geld verdient oder das richtige Parteibuch hat. Man erlebt den Anderen als jemanden, der zwar anders ist, aber nicht von mir getrennt. Es ist dann nur noch ein kleiner Schritt, wenn es eine Bedarfssituation erfordert, für den anderen einzustehen. Im Toleranzbegriff ist jener der Solidarität impliziert. Der große Schritt ist zunächst, die Andersartigkeit des anderen zuzulassen. Man muss sich dafür mühevoller Arbeit widmen. Wenn man sich ihr widmet, kann viel entstehen. Kulturdifferenzen lösen sich auf, je mehr Beziehung wir zulassen. Deshalb bin ich ein Verfechter dieser Beziehungsorientierung.



Friedrich Reinsch

Friedrich Reinsch, Geschäftsführer des Vereins „Soziale Stadt Potsdam“ im Haus der Generationen und Kulturen am Milanhorst 9 im Stadtteil Schlaatz und stellvertretender Vorsitzender des Vereins „Neues Potsdamer Toleranzedikt“.

f.reinsch@milanhorst-potsdam.de

WeltTrends: Sie meinen, aktive Toleranz überfordert die Bürger nicht? Sie erfordert Zeitaufwand, Engagement, Offenheit. Es ist mithin üblich, dass sich in einem Mehrfamilienhaus nicht einmal die Wohnungsnachbarn kennen.

Reinsch: Überfordert würde ich nicht sagen. Es erfordert oft nicht mehr Zeit, als sich dem Fernsehprogramm hinzugeben. Es bedarf aber natürlich großer Anstrengung, mich dem anderen bewusst zu nähern. Wenn von außen gesagt wird, dass man jetzt ein Nachbarschaftsprojekt machen soll, warum sollten andere dann mitmachen? So einfach funktioniert es nicht. Ein anderer Ansatz ist zu wählen. Man muss sich dem anderen dort nähern, wo er einen braucht, etwa, weil er die Sprache nicht beherrscht, hier nicht zuhause oder körperlich krank ist. Dann öffnet sich der Mensch. Wenn er kerngesund ist und mit der Welt im Reinen, dann ist es fast eine Zumutung, von ihm zu verlangen, er solle offen sein.

WeltTrends: Sie sprechen von Bedürftigkeit, von einem Raum der Kooperationsnotwendigkeit, letztlich. Ist das nicht ein Problem, dass nicht wenige diesen gar nicht sehen.

Reinsch: Schlimm ist es im Grunde nicht. Wir Menschen sind ja mit unterschiedlichen Wahrnehmungsgaben auf die Welt gekommen und sind eingerichtet in unserer Art. Wenn von uns jemand ein *Reframing* erwartet, gehe mal aus deinem angestammten Kreis raus und siehe die Welt neu an: Warum sollten wir dies tun? Es muss irgendeinen Anlass geben. Mir geht es um diese Anlässe.

WeltTrends: Wie schaffen Sie im Rahmen Ihrer Nachbarschaftsprojekte solche Anlässe?

Reinsch: Es geht um Gespräche. Bei den Nachbarschaftsprojekten geht es um *Community Organizing* – Barack Obama war übrigens ein *Community Organizer* –, darum, auf andere zuzugehen und ihnen nicht irgendein Projekt überzustülpen. Erstmal ist das Gespräch zu führen, das neugierige Gespräch, und zu erfahren, was der andere will; zu erfahren, wo der andere nicht zum Zuge gekommen ist. Den tiefen Bedürfnissen und Interessen muss man sich nähern, das andere ist Smalltalk.

WeltTrends: Wie machen Sie dies praktisch? Laden Sie ein oder gehen Sie direkt zu den Einwohnern des Stadtteils?

Reinsch: Wir machen vorwiegend aufsuchende Arbeit. Ich signalisiere dem anderen: Ich komme zu dir. Alleine dieser Gang ist wichtig. Wenn ich in meinem Büro sitze und der andere muss zu mir kommen, dann ist da gleich eine andere Hierarchie. Praktisch arbeite ich dann mit Großgruppenverfahren, die im Kern alle die Idee haben, mit den Visionen von Menschen zu arbeiten, mit ihren Ideen; es geht nicht um richtig oder falsch, sondern um Vision und handlungsorientierte Umsetzung. Dies sind tatsächlich partizipative Verfahren. So kann gemeinsam etwas bewegt werden. 2010 veranstalteten wir eine Großgruppenkonferenz, bei der Ideen für gelingende Nachbarschaft gesammelt werden sollten. Es kamen sehr gute Ideen zusammen, 14 Einzelprojekte sind daraus hervorgegangen. Eines davon ist das Kiez-Radio, das Mitte September 2011 starten soll. Es wird interkulturell sein, die Radiosendungen werden, teils muttersprachlich gehalten, von Menschen aus dem Stadtteil gemacht. Für dieses Projekt haben wir große Zustimmung von den Verantwortlichen der Stadt erfahren. Dies läuft richtig gut an. Solche Projekte sind unsere Multiplikatoren in und aus dem Stadtteil, mit ihnen entsteht praktisch Integration. In meiner Funktion kann ich Rahmenbedingungen bilden, aber ich kann keine Integration „machen“. Ich kann nur das Fenster öffnen, den Rest machen die Interessierten letztlich selbst.

WeltTrends: Im aktuellen Integrationskonzept der Stadt Potsdam wird darauf hingewiesen, dass die Verwaltungsmitarbeiter der Stadt in interkultureller Kompetenz gestärkt werden sollen. Ist der Mangel an solcher Kompetenz gegenwärtig ein besonderes Problem in Potsdam?

Reinsch: Nein, es ist vielmehr generell ein Problem in Verwaltungen. Am stärksten erlebe ich das mit *Jobcentern*. Menschen, die dort hingehen müssen, weil sie keine Arbeit haben, haben in der Regel ein geringes Selbstvertrauen. Der Mitarbeiter wiederum, zumeist sehr bemüht, verwaltet Geld und verfügt so, in diesem Verhältnis, über Macht. Für einen Raum frei von Hierarchie ist kein Platz, keine Zeit vorgesehen. Etliche

Mitarbeiter der *Jobcenter* meinen es nicht böse, kriegen aber nicht die Rückmeldung, wie sie wirken. Hilfreich wäre eine Wahrnehmungsschulung, damit sie dies erfahren können. Ich würde Schulungen anbieten, bei denen auch Hartz IV-Empfänger geschützt mitteilen dürften, was sie erlebt haben. Allerdings, um auf die Stadt Potsdam im Besonderen zurückzukommen, ist im Vergleich mit anderen Städten hervorzuheben, dass es hier viele gute Samenkörner gibt, sehr gute Ansätze, mit denen viel gemacht werden kann. Die Verwaltung ist auf einem guten Weg zu einem breiteren Verständnis.

WeltTrends: Können Sie ein Beispiel geben, ein solches Samenkorn identifizieren?

Reinsch: Als das Asylbewerberheim in den Schlaatz gezogen ist, hat die Stadt den wirklich heroischen Entschluss gefasst und durchgehalten, dass das Geld, das dadurch frei geworden ist, weil die betreibende Diakonie sparsamer wirtschaftet als der vorige Betreiber, unter den im Kiez agierenden freien Trägern aufgeteilt wird. Dies, um sie in ihrer Integrationsarbeit zu unterstützen. Es hat einen enormen Schub für unsere Tätigkeit in diesem Stadtteil, in dem beinahe 25 Prozent Einwohner mit sogenanntem Migrationshintergrund leben, bedeutet. Dieser Prozentsatz ist für ostdeutsche Verhältnisse gigantisch.

WeltTrends: Sie haben das Asylbewerberheim im Schlaatz angesprochen. Im Integrationskonzept wird auf die Gefahr sozialer Segregation angespielt, die Gefahr der Konzentration sozial unterprivilegierter Gruppen auf wenige Gebiete. Wie ist die Lage in Potsdam, insbesondere im Schlaatz, einzuschätzen? Wie wird dem begegnet?

Reinsch: Strukturell sind die Bedingungen gut angelegt. Eine Vielzahl von Trägern, die Angebote machen können, ist vor Ort. „Kirche im Kiez“, Bürgerhaus, Familienzentrum, „Soziale Stadt“ – alle machen Angebote. Die Frage ist manchmal vielmehr jene, ob Asylbewerber diese Angebote wollen. Wenn viele Gutes wollen, muss auch jemand da sein, der dies annimmt. Wir müssen schlicht zur Kenntnis nehmen, dass Asylbewerber auch mal nicht eingebunden sein, nicht lernen wollen, sondern Rückzugs- und Ruhephasen benötigen.

WeltTrends: Die Mittel für die „Soziale Stadt“ werden im kommenden Jahr vom Bund voraussichtlich drastisch gekürzt. Inwiefern betrifft das den Verein „Soziale Stadt Potsdam“?

Reinsch: Uns betrifft es sehr. Zwar erhalten wir etwa Mittel von der GEWOBA, der Wohnungsverwaltungsgesellschaft Potsdams, und tragen in Partnerschaft gemeinsam soziale Verantwortung. Aber diese Spende reicht nicht. Nahezu alle Projekte führen wir mit Drittmitteln durch, und die meisten davon entstammen dem Projekt „Soziale Stadt“. Es ist davon auszugehen, dass sie im Verhältnis zum Vorjahr um mindestens 2/3 gestrichen werden. Dies bedeutet für viele soziale Träger das Aus, wir müssen alles neu konzipieren. Dies führt in mir zum heiligen Zorn, sozusagen, auf die Bundesregierung, die für Soziales im Lande die letztlich lumpigen Millionen nicht bereit zu stellen gewillt ist. Wenn wir nicht mehr die Mittel haben, um Menschen, die „ganz unten“ gelandet sind, einladen zu können, dann wird der soziale Rückzug dramatisch voranschreiten. Schon jetzt ist es schwierig.

WeltTrends: Nach der „Sozialen Stadt“ zum Abschluss noch eine Frage zur Aufgabe des Vereins „Neues Potsdamer Toleranz-edikt“. Worin sehen Sie, eingedenk der bestehenden vielfältigen Stadt- und Nachbarschaftsprojekte, seine Rolle?

Reinsch: Ich betrachte den Verein als einen permanenten Unruheherd, um das Thema der Toleranz in seinen vielen alltäglichen Formen hochzuhalten. Es geht nicht darum, großartige und gewaltige Projekte zu initiieren, sondern darum, das Bewusstsein für das Problem zu stärken. Es gibt ein Projekt des Vereins, den sogenannten „Toleranz-Check“, mit dem beispielsweise im Hotelgewerbe Indikatoren angesetzt werden, die die Toleranz offenlegen sollen, damit die Mitarbeiter darüber nachdenken. Ich halte es für sehr wichtig, diese Überlegungen zu fördern. Toleranz ist ein sperriges Wort, das immer neu aufgelöst werden muss.

WeltTrends: Herr Reinsch, vielen Dank für das Gespräch.

Das Interview führte Christoph Sebastian Widdau. 